



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Koenig, E.: Doktrinarismus

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Doktrinarismus

Von E. Koenig



oktrinarismus ist eines der vielen Schlagwörter, die die Gegenwart erfunden hat, und die in ihr eine hervorragende Rolle spielen. Das Schlagwort überhaupt verdankt seine Entstehung dem an sich berechtigten Bestreben, ganze Gedankenkreise und Geistesrichtungen in möglichster Kürze, mit einem einzigen Worte zu bezeichnen, das damit weiterhin zugleich zum Lösungswort und Parteirufe für Freund und Feind wird. Aber diesem rechten Gebrauche folgt nur zu leicht der Mißbrauch, über dem Worte wird die Sache vergessen, mit demselben Worte verbinden sich in verschiedenen Köpfen verschiedene, in manchen auch gar keine Vorstellungen, und die Folge sind endlose Verwirrungen und Streitigkeiten. Noch schlimmer aber ist es, wenn das Schlagwort zum Beweismittel gemacht wird, ein Verfahren, das leider in den politischen Erörterungen der Tagespresse und in Volksreden bereits in sehr weitem Umfange geübt wird. Wenn sich schon unter den Anhängern einer Partei immer nur wenige finden, die über die Gründe ihrer Überzeugungen und ihrer Stellungnahme sich Rechenschaft gegeben haben und zu geben vermögen, so wirkt die eben bezeichnete Behandlungsweise streitiger Fragen leider noch weiter auf die Abstumpfung des vorurteilsfreien, prüfenden Denkens hin. Gewisse Schlagwörter haben allgemein oder wenigstens in bestimmten Kreisen einen guten, andre einen bösen Klang; und wenn sich auch das Bewußtsein ihrer eigentlichen und ursprünglichen Bedeutung völlig verdunkelt hat oder die Bedeutung im Laufe der Zeit eine andre geworden ist, so bleiben doch die damit verbundenen Vorurteile in Geltung, und es genügt, daß man ein entsprechendes Schlagwort auf eine Sache geschickt anzuwenden weiß, um der Billigung oder Mißbilligung der Masse sicher zu sein.

Das Wort Doktrinarismus gehört zu denen, die in unsrer Zeit gewöhnlich einen übeln Klang haben; ein Doktrinär heißt etwa so viel wie ein Mann, dem die Urteilsfähigkeit abgeht, der durch langes und einseitiges Studium über den Begriffen die Dinge vergessen hat u. s. w. Es lohnt sich nach dem vorher bemerkten vielleicht zu untersuchen, ob diese Beurteilung, wenn wir auf den eigentlichen und richtigen Sinn des Begriffes zurückgehen, thatsächlich und in allen Fällen berechtigt ist.

Etymologisch wäre der Doktrinarismus etwa zu erklären als die Neigung zu einer Ein- und Unterordnung des Einzelnen in den Zusammenhang eines allgemeinen Systems, wie sie eben bei der Anordnung eines gegebenen Stoffes zu einem wissenschaftlichen Lehrgebäude (*doctrina*) stattfindet; zu einer fehlerhaften Einseitigkeit könnte sich diese Neigung gestalten, wenn man dabei zu wenig auf die besondere Beschaffenheit der Thatsachen, die Eigentümlichkeiten des einzelnen Gegenstandes oder Falles Rücksicht nimmt, sondern vorwiegend die Beziehungen des Einzelnen zum allgemeinen im Auge hat.

Wir befinden uns also hier einem tiefgreifenden Gegensatz gegenüber, der insbesondere, wie die Logik zeigt, überall in der Bewegung unsers Denkens zur Geltung und in den mannichfachsten Formen zur Darstellung kommt, dem Gegensatz zwischen der abstrahirenden und der spezifizirenden Thätigkeit des Denkens. Durch Abstraktion suchen wir das Übereinstimmende im Einzelnen, bilden wir allgemeine Begriffe, gelangen wir von der Vielheit besonderer Fälle zu dem allgemeinen, sie beherrschenden Gesetze; durch Spezifikation ermitteln wir die Verschiedenheiten des anscheinend übereinstimmenden, scheiden wir die Gattung in Unterarten, stellen wir die Einschränkungen fest, unter denen die allgemeine Regel auf den einzelnen Fall Anwendung findet. Keine dieser beiden Thätigkeiten kann entbehrt werden, am allerwenigsten die verallgemeinernde. Denn die Unterschiede der Dinge, die Vielförmigkeit der Thatsachen brauchen nicht erst gesucht zu werden, sie sind das ursprünglich gegebene, und es ist die erste und wichtigste Bethätigung der menschlichen Vernunft, daß sie Gleichförmigkeit und Regel herausfindet, sowie sich auch das vernünftige Wesen in seinem Handeln erst dadurch vom Tiere unterscheidet, daß es sein Verhalten nach allgemeinen Regeln einrichtet und sich nicht von wechselnden Eindrücken bestimmen läßt. Insofern ist die Vernunft ihrem ganzen Wesen nach doktrinär im allgemeinsten Sinne des Wortes, und zwar ebensowohl die „theoretische“ wie die „praktische“ Vernunft; doch ist andererseits klar, daß dieser Richtung auch gewisse Grenzen gesetzt sein werden, über die hinaus man in Einseitigkeit und Irrtum gerät. Diese Grenzbestimmung gestaltet sich nun aber sehr verschieden, je nachdem wir die Bethätigung des Denkens im Dienste der Wissenschaft oder im Dienste des Lebens im Auge haben, und zwar so, daß wir entgegen der gewöhnlichen Annahme dem praktischen Doktrinarismus im allgemeinen mehr Recht und ein weiteres Bereich zugestehen müssen als dem theoretischen.

Im wissenschaftlichen Denken giebt es zwei Methoden, die darauf abzielen, das Besondere dem Allgemeinen unterzuordnen, die Induktion und die Deduktion. Die erstere steigt vom Besondern zum Allgemeinen auf, die letztere geht den umgekehrten Weg; auf Induktion beruht die Bildung aller Begriffe und die Auffindung der Gesetze, die Deduktion prüft die Richtigkeit der erlangten Verallgemeinerungen, indem sie von ihnen zum Besondern zurückgeht, und

sucht mit Hilfe derselben neue Besonderheiten festzustellen. Auf induktivem Wege gewann die Chemie die Begriffe ihrer Elemente, in deduktiver Weise erklärt sie mit Zugrundelegung dieser Begriffe die einzelnen Vorgänge der Veränderung; durch Induktion aus gewissen Thatfachen des Wirtschaftslebens gewannen die Nationalökonomien der ältern Schule ihre obersten Begriffe und Voraussetzungen, aus denen dann deduktiv die Einzelheiten der wirtschaftlichen Vorgänge erklärt werden sollten. Überall gilt es als die letzte Aufgabe der wissenschaftlichen Forschung, allgemeinste Begriffe und Gesetze (Prinzipien, Axiome) festzustellen, denen sich alle Einzelheiten des betreffenden Gebietes deduktiv unterordnen lassen; die unübersehbare Mannichfaltigkeit der Thatfachen soll durch wenige Begriffe beherrscht werden.

Es giebt jedoch triftige Gründe für die Annahme, daß eine solche Beherrschung ein Ideal sei, dem sich die Wissenschaft zwar nähern, das sie aber nie erreichen kann. Es ist kaum zu erwarten, daß Begriffen, die doch immer nur aus einer beschränkten Zahl von Thatfachen gewonnen sind, deren Eigentümlichkeiten sie ausdrücken, sich alle Thatfachen unterordnen lassen. Ein vorsichtiger Forscher wird deshalb die Voraussetzungen, mit denen die Wissenschaft seiner Zeit an die Thatfachen herantritt, niemals als endgiltig feststehend ansehen, sondern immer darauf vorbereitet sein, die Begriffe den Anforderungen der Thatfachen entsprechend zu berichtigen; der Begriff gilt ihm immer nur als Hilfsmittel, dessen man sich bedient, um es nötigenfalls mit einem bessern zu vertauschen. Häufig genug wird jedoch dieser Erwägung nicht Rechnung getragen; man bleibt bei den einmal angenommenen Schematisierungen stehen und preßt die Thatfachen gewaltsam in das Fachwerk seiner Begriffe hinein oder übersieht die, die nicht hineinpaffen wollen; dann verfällt man einem einseitigen und deshalb fehlerhaften Doktrinarismus.

Die Gedankengebäude der spekulativen Philosophen sind meist mit diesem Fehler behaftet; von Parmenides, der die Wirklichkeit der Sinnenwelt leugnete, weil sie seinem Begriffe des Seins nicht entsprach, bis zu Hegel und Herbart sind alle Metaphysiker als Doktrinäre zu bezeichnen. Erst in der neuesten Zeit hat in der Philosophie die entgegengesetzte Richtung, die wir als Positivismus bezeichnen können, mehr Anerkennung ihres Rechts gefunden. Doktrinär war die Naturlehre des Aristoteles, ja seine Begriffe waren meist nicht einmal unmittelbar aus den Thatfachen der äußern Natur, sondern aus der Metaphysik abgeleitet, und es war das Genie eines Galilei nötig, um dem lediglich in Begriffen sich bewegenden Denken seiner gelehrten Zeitgenossen gegenüber das Recht der Thatfachen geltend zu machen. Dabei geschah es bekanntlich — ein Beweis, welche Macht einmal angenommene Begriffe über den Menscheng Geist ausüben — daß die Professoren von Florenz die ihnen im Fernrohr gezeigten Monde des Jupiter für subjektive Täuschungen erklärten! Aber auch die neuere Geschichte der Wissenschaft bietet derartige Beispiele

genug. Wenn Physiker in unsrer Zeit die Bewegungsvermittlung durch Stoß für die einzig mögliche Art der Einwirkung der Körper auf einander erklären, weil uns keine andre begreiflich sei, so wird hier unsre Fähigkeit zum Begreifen (Vorstellen) zum Maßstabe des in Wirklichkeit möglichen gemacht. Wenn gewisse ethische Systeme behaupten, daß sich der menschliche Wille jedesmal im Sinne des größten Lustersolges bestimme, so wird hier für die Erklärung der Willenshandlungen eine zwar sehr einfache Schablone aufgestellt, deren allgemeine Anwendbarkeit jedoch kaum durch hinlänglich viele psychologische Analysen gesichert scheint. Doktrinäre Einseitigkeit ist es endlich auch, wenn man, wie es so oft geschieht, einerseits das System des Freihandels, andererseits das des Protektionismus als das allein heilsame hinstellen will, denn es wird der Fehler gemacht, daß man eine Norm, die in gewissen Verhältnissen vielleicht vollkommen zutrifft, deshalb ohne weiteres zu einer allgemeingültigen erheben will.

Gewiß ist also der Begriff, das abstrakte Schema, die Hypothese ein wichtiges und unentbehrliches Werkzeug der Erkenntnis, um in der Mannichfaltigkeit der Thatfachen einen Zusammenhang herzustellen und dem Denken so einen Überblick über sie zu sichern, aber es darf dabei nicht vergessen werden, daß der Begriff immer ein Flüssiges bleiben muß, niemals aber erhärten darf; die Grundlage haben immer die Thatfachen zu bilden, der Begriff ist nur die Form ihrer Ordnung in unserm Geiste.

Beinahe umgekehrt verhält sich nun die Sache auf dem Gebiete der „praktischen“ Vernunft. Alles vernünftige Handeln zielt darauf ab, neue Thatfachen zu schaffen und durch diese eine Idee zu verwirklichen; hier ist also das Allgemeine, der Gedanke zuerst da, und das Besondere, die Thatfache, wird durch das Allgemeine bestimmt. Es ist ein Irrtum, wenn so oft gesagt wird, daß aus der Erkenntnis der uns umgebenden Welt und ihrer Gesetze die Ideale des menschlichen Lebens, die Ziele, denen der Mensch zuzustreben hat, sich von selbst ergäben. Allerdings steht der Mensch nicht außer der Natur, er ist ein Kind, entsprungen aus ihrem Schoße, er ist ihren Einflüssen fortwährend ausgesetzt und bei dem Streben nach Verwirklichung seiner Ideale gebunden an die Mittel, die sie ihm zu diesem Zwecke zur Verfügung stellt. Aber die Aufgaben seines Lebens kann und muß sich der Einzelne selbst stellen, und ebenso ist überhaupt das menschliche Kulturideal ein selbstgeschaffenes, keinesfalls braucht es sich die Menschheit von außen aufdrängen zu lassen. Ganz überflüssigerweise hat man sich deshalb vom moralischen Standpunkte aus über die Lehre von der tierischen Abstammung des Menschen und über den Nachweis ereifert, daß das gesamte tierische Leben in einem rücksichtslosen Kampf ums Dasein aufgeht, worin die Grundsätze unsrer überlieferten Sittenlehre nicht die mindeste Anerkennung finden. Enthalten denn diese Thatfachen irgend einen zwingenden Grund dafür, daß nun auch die Menschheit das

Beispiel ihrer tierischen Ahnen und Verwandten befolgen müßte? Sähen wir auch in der ganzen Natur nichts als Thaten der Gemeinheit und des schrankenlosen Eigennutzes, ja wäre die Einrichtung der Natur selbst so, daß alle unsere Bemühungen, gewisse sittliche Ideale zu verwirklichen, zuletzt erfolglos bleiben müßten, so wäre das zwar ein Grund zu einer pessimistischen Ansicht über die Schöpfung, aber kein Grund, unsere Anschauungen über sittlichen Wert und Unwert zu ändern oder ganz wegzuwerten; wenigstens wir Menschen könnten uns trotz alledem, soviel an uns liegt, bemühen, das Gute und Edle in der Welt zur Darstellung zu bringen, ja wir müßten es sogar, um mit uns selbst zufrieden sein zu können. Unsere Ideale stehen über den Thatfachen, und wir sind in der Lage, wenn auch in noch so bescheidenem Umfange, die Welt ihnen gemäß zu ändern.

Mit Recht wird es als doktrinäre Anmaßung betrachtet, wenn jemand den Anspruch erhebt, in irgend einem Begriffe, einer Hypothese, einer philosophischen Anschauung die gesamte Wirklichkeit im Denken zu umfassen; an den handelnden Menschen ist umgekehrt die unerläßliche Forderung zu stellen, bei allem seinem Thun ein umfassendes, die einzelnen Handlungen beherrschendes Ideal vor Augen zu haben. Man verlangt wenigstens von einem Manne, daß er wisse, was er will, ein Bild der Welt, wie sie sein sollte, vor Augen habe und sich nicht durch die von außen kommenden Antriebe des Augenblicks leiten lasse. Freilich findet sich nur bei wenigen Menschen der Grad von Selbstbesinnung vor, der den geschlossenen klaren Charakter, den praktischen Philosophen ausmacht; die Mehrzahl der Menschen weiß thatsächlich nicht, was sie in letzter Linie will. Man frage jemanden nach dem Zweck einer seiner Handlungen, weiter nach dem Zwecke dieses Zweckes u. s. w., und man wird sehen, daß er in der Regel bald keine weitere Auskunft zu geben weiß, ein Beweis, daß sein Handeln im letzten Grunde nur instinktmäßig ist. Wie vielen Millionen kommt nie ein andres Ziel menschlichen Thuns zum Bewußtsein, als der Erwerb, und wenn sie noch einen Schritt weiter gehen, so bleiben sie bei der Vorstellung des Genusses stehen, ohne jemals in Erwägung zu ziehen, ob das Genießen als ein auf die Dauer und in Wahrheit befriedigender Endzweck von einem vernünftigen Wesen betrachtet werden könne! Andre beruhigen sich bei dem Gedanken, daß sie ihr Leben in dem hergebrachten Kreislaufe zu vollenden und Kinder zu hinterlassen beabsichtigen, die dasselbe thun werden; sie sehen keine andre Aufgabe vor sich, als das zu wiederholen, was ihnen vorgemacht worden ist, ohne zu fragen, welcher Zweck denn nun durch diese ewige Wiederholung desselben Schauspiels erfüllt werden soll.

Es ist die bedeutendste Seite der Religionen, daß sie den Menschen ein Lebensideal, eine bestimmte Anschauung über Ziel und Aufgabe des einzelnen Menschenlebens und des menschlichen Daseins im ganzen mitteilen; und hauptsächlich deshalb scheint uns die immer weiter um sich greifende Teilnahmlosig-

keit gegenüber der religiösen Weltanschauung beklagenswert, weil sich in ihr eine gewisse Gleichgiltigkeit gegen die große Frage des Zweckes im Menschenleben ausdrückt, eine Zerstreuung des Geistes bekundet, die über das unmittelbare Bedürfnis des Augenblicks nicht hinausdenkt. Teilweise mag jene Teilnahmslosigkeit auch darin begründet sein, daß man die überlieferten Lehren von der Aufgabe des Menschen nicht mehr befriedigend findet; dann müßte aber wenigstens ein lebhaftes und allgemeines Bestreben zu bemerken sein, etwas Besseres an deren Stelle zu setzen oder geseht zu sehen; statt dessen werden aber nur zu oft die, die das Bedürfnis nach einer abgeschlossenen Lebensanschauung fühlen, als Idealisten und Phantasten verspottet, und wenn sie auch nach einer solchen allgemeinen Anschauung zu handeln bemüht sind, als unpraktische Doktrinäre gebrandmarkt.

In der Politik hat man eine besondere Bezeichnung erfunden für Leute, die ihr Verhalten durch die jeweilig an sie herantretenden äußern Umstände bestimmen lassen, weil sie ein allgemeines und grundsätzliches Programm nicht haben oder wenigstens nicht ernstlich an seine Durchführung denken: man nennt sie Opportunisten; in einem allgemeineren Sinn ist unsre ganze Zeit opportunistisch. In dem heftigen Kampfe entgegengesetzter grundsätzlicher Anschauungen scheint es vielen das Beste, grundlos zu sein, andern fehlt der Mut, im Sinn ihrer Überzeugungen kräftig in den Lauf der Dinge einzugreifen, in weiten Kreisen wird der Glaube an praktische Ideale, die über die Aufgabe des Tages hinausreichen, und ihre Verfolgung als Doktrinarismus verspottet! Zwar lassen sich der herrschende Indifferentismus und Opportunismus damit entschuldigen, daß wir in einer Übergangszeit leben, wo neue Lebensideale in Bildung begriffen sind, aber man sollte sie nicht beschönigen. In der Geschichte wird man sehen, daß alle machtvollen Persönlichkeiten, alle thatkräftigen und im Aufschwung begriffenen Völker von einem tiefgehenden Bewußtsein ihrer Aufgabe, einem Ideal erfüllt waren.

Bei alledem soll nicht verkannt werden, daß auch in dieser Richtung ein Überschreiten der Grenzen, eine Einseitigkeit möglich ist. Die Dinge sind dem menschlichen Willen nicht unbedingt unterthan; nur mit Beachtung ihrer eignen innern Gesetzmäßigkeit vermögen wir sie deshalb unsern Absichten gemäß zu gestalten. Will der Baumeister ein haltbares Gebäude errichten, so muß er mit dem Gesetze der Schwere und der Festigkeit der Stoffe rechnen; will der Seefahrer das Polarmeer durchkreuzen, so muß er die günstige Jahreszeit abwarten u. s. w. Und wenn sich auch das menschliche Kulturleben im Laufe der Zeit mehr und mehr von den Naturbedingungen unabhängig gemacht hat, so ist doch diese Unabhängigkeit keine unbedingte. Dies ist ja auch allgemein anerkannt. Aber man hat doch vielfach geglaubt, daß wenigstens die Beziehungen der Menschen zu einander in Staat und Gesellschaft sich zu jeder Zeit in jeder beliebigen Weise müßten gestalten lassen, denn was sollte denn

die Menschen hindern, ihrem Zusammenleben die Formen zu geben, die sie gerade wünschen? Und doch hat die Erfahrung gelehrt, daß auch hier die Verwirklichung von Ideen an Bedingungen geknüpft ist, durch die sie in manchen Fällen selbst unmöglich gemacht wird. Das einzige Beispiel der großen französischen Revolution genügt zur Widerlegung der Anschauung, von der ihre Urheber geleitet wurden, daß ein Mehrheitsbeschluß genüge, um eine neue Staatsverfassung ins Leben zu rufen; jenes große Experiment hat vielmehr bewiesen, daß ein Eingriff in den Staatskörper vielfach unvorhergesehene Kräfte in Thätigkeit setzt, die das Ergebnis schließlich zu einem ganz andern machen, als wie es beabsichtigt war. Die deutsche Einheitsbewegung der achtundvierziger Jahre scheiterte, weil, wie die Geschichte seitdem gezeigt hat, bei der damaligen Lage der Dinge ein unmittelbarer Übergang aus den bestehenden Verhältnissen in die gewünschten neuen thatsächlich unmöglich war; es mußte erst eine Reihe von Zwischenstufen durchlaufen werden, ehe das Ziel als das Endergebnis der Reihe erreicht werden konnte. In unsrer Zeit befindet sich der Sozialismus in einem ähnlichen Irrtume. Welchen Wert auch immer seine Ideen an sich haben mögen, so ist doch das sozialistische Ideal so verschieden von dem thatsächlichen Zustande der Gesellschaft, daß eine unmittelbare Verwirklichung undenkbar erscheint, weil sie eine Durchbrechung des allgemeinen Gesetzes der Stetigkeit bedeuten würde.

Gewiß ist es eine beschränkte Ansicht und ein Zeichen von geringem geschichtlichen Verständnis, wenn oft behauptet wird, daß gewisse Verhältnisse in alle Ewigkeit unverändert so fortbestehen würden, niemals andre sein könnten, als wie sie jetzt sind, und daß etwas in der Theorie zwar schön und gut sein möge, aber praktisch unmöglich sei. Eine richtige Theorie läßt sich immer auch in die Praxis übertragen, und so wie die menschliche Natur selbst entwicklungsfähig ist, so sind es ohne Zweifel auch alle menschlichen Verhältnisse. Aber jede Entwicklung setzt einen Ausgangspunkt voraus, und aus einem gegebenen Zustande der Dinge heraus wird immer nur ein der Richtung und Größe nach bestimmter Fortschritt möglich sein, und es dürfte kaum jemals gelingen, durch eine einzige Handlung und gewissermaßen mit einem Federstriche den Dingen ein neues Gesicht zu geben. Aber diese Erwägungen rechtfertigen nicht das unthätige Hasten am Gegebenen; Zustände, die wir vielleicht zur Zeit nicht ändern können, für unabänderlich zu erklären, ist eine schlechte Entschuldigung der Trägheit. Der praktische Staatsmann hat sich allerdings meist mit den Mitteln zu beschäftigen, durch die die nächstliegenden Zwecke der Gesellschaft und des Staates erfüllt werden können, und die Klugheit, die zu ihrer Auffindung gehört, ist unbedingt sehr schätzenswert; aber das große Ganze kann doch auch die Geister nicht entbehren, deren Bemühungen vorwiegend darauf gerichtet sind, die idealen Endzwecke alles menschlichen Zusammenlebens im allgemeinen Bewußtsein lebendig zu erhalten, auf die hin

alles einzelne Thun die Richtung nehmen muß. Dabei mag es vorkommen, daß mancher, den Blick auf das ferne Ziel gerichtet, das Nächstliegende übersieht, während es dem „Praktiker“ geschehen kann, daß er nach Erreichung des sein ganzes Denken beherrschenden nächsten Zieles nicht recht weiß, was er nun weiter wollen und erstreben soll.

Lange Jahre haben die Deutschen über der Beschäftigung mit den letzten Fragen und dem Streben nach entfernt liegenden Idealen die Aufgaben des Tages und die Verwirklichung des zunächst erreichbaren versäumt; unsre Zeit ist der entgegengesetzten Einseitigkeit verfallen und nur zu sehr geneigt, in der gegebenen Wirklichkeit, in der Beschäftigung mit den Hilfsmitteln aufzugehen und darüber das Ideale, die letzten Zwecke aus den Augen zu verlieren; sie verabscheut allen „Doktrinarismus.“ Aufgabe des zukünftigen Geschlechts wird es sein, hier die richtige Mitte zu finden, und nach manchen Anzeichen darf man wohl erwarten, daß dies geschehen werde.



Talleyrands Memoiren



nicht nur bei Lebzeiten können es Staatsmänner selten der Welt recht machen, auch nach ihrem Tode ändert sich das nicht. Man erwartet, man fordert, daß sie über die Zeit, wo sie hervorragenden Anteil an den Geschäften hatten, Aufzeichnungen machen und diese der Öffentlichkeit nicht vorenthalten. Werden diese aber gedruckt, so lange die behandelten Ereignisse noch neu sind, so ist das zu früh; bleiben sie lange verborgen, so verliert das Publikum das Interesse an den Berichten. Plaudern sie Geheimnisse aus, so beschuldigt man den Verfasser der Indiskretion; hat er das Amtsgeheimnis gewahrt, so fragt der Leser: Sonst nichts? Das wußten wir ja schon alles. Bei den jetzt erschienenen Denkwürdigkeiten des Fürsten Talleyrand trifft in beiden Fällen das zweite ein. Sie kommen sehr spät. Nach des Verfassers Willen hätten sie dreißig Jahre nach seinem Tode, also 1868 erscheinen können, aber die Testamentsvollstrecker schoben die Veröffentlichung so weit hinaus, daß man hätte meinen sollen, der alte Fuchs, wie man ihn wohl zu nennen pflegte, erzähle gar gefährliche Dinge. Solche Erwartungen sehen sich nun, wenigstens in dem uns in Übersetzung*) vorliegenden ersten Bande, gründlich getäuscht, und die Methode wird wohl in der Fortsetzung dieselbe bleiben.

*) Memoiren des Fürsten Talleyrand, herausgegeben mit einer Vorrede und Anmerkungen vom Herzog von Broglie. Deutsche Originalausgabe von Adolf Ebeling. Köln und Leipzig, Alb. Nhn.